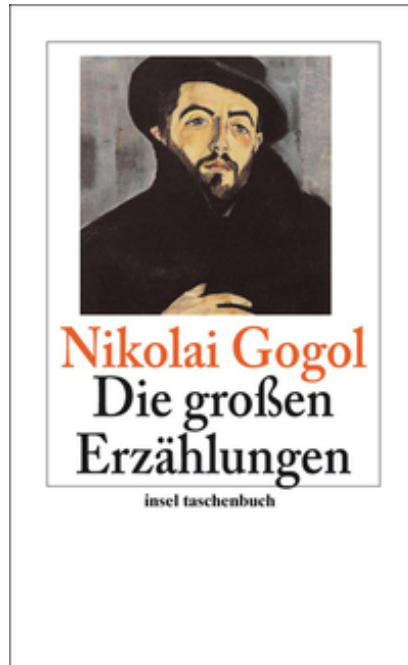


# Insel Verlag

## Leseprobe



Gogol, Nikolai  
**Die großen Erzählungen**

Aus dem Russischen von Hermann Röhl

© Insel Verlag  
insel taschenbuch 3399  
978-3-458-35099-6



»Wir alle sind aus Gogols ›Mantel‹ hervorgegangen.« Nicht zuletzt an dieser Aussage Dostojewskis ist abzulesen, wie sehr Nikolai Gogol die russische Literatur des 19. Jahrhunderts geprägt hat. Zu *Der Mantel* gesellen sich in diesem Band die anderen berühmten Petersburger Erzählungen – *Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen*, *Der Newski Prospekt* und *Die Nase* – sowie die mehrfach verfilmte Geschichte von *Taras Bulba*, dem ukrainischen Kosakenführer, und seinem Kampf für die Freiheit.

Nikolai Wassiljewitsch Gogol, geboren am 31. März 1809 in Bolschije Sorotschinzy, ist am 4. März 1852 in Moskau gestorben.

insel taschenbuch 3399  
Nikolai Gogol  
Die großen Erzählungen





Nikolai Gogol  
Die großen Erzählungen

Insel Verlag

insel taschenbuch 3399  
Erste Auflage 2008  
Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig  
© Aufbau Verlagsgruppe GmbH, Berlin 1957  
(Die vorliegenden Erzählungen erschienen erstmals 1957  
in dem Band 205 der Sammlung Dieterich unter  
dem Titel Nikolai Gogol: *Erzählungen*; Sammlung Dieterich  
ist eine Marke der Aufbau Verlagsgruppe GmbH, Berlin.)  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes  
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Umschlag nach Entwürfen von Willy Fleckhaus  
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn  
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-458-35099-6

# Inhalt

Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen

9

Der Newski Prospekt

39

Die Nase

92

Der Mantel

131

Die schreckliche Rache

177





## Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen

3. Oktober

Am heutigen Tag hat sich ein ungewöhnlicher Vorfall ereignet. Ich stand morgens ziemlich spät auf; denn erst als Mawra mir die geputzten Stiefel brachte, fragte ich, wie spät es sei. Als ich erfuhr, daß zehn schon lange vorüber war, beeilte ich mich mit dem Ankleiden. Ich wäre gar nicht ins Departement gegangen, denn ich wußte im voraus, was für eine saure Miene unser Abteilungsleiter ziehen würde. Er hat schon immer gesagt: »Was ist das für ein Wirrwarr in deinem Kopf, Freundchen? Manchmal rennst du umher wie ein Besessener, bringst die Akten durcheinander, daß selbst der Satan sie nicht wieder auseinandersortiert, schreibst die Titel mit kleinen Anfangsbuchstaben, gibst keine Aktennummer und kein Datum an.« Verfluchter Quaker! Er ist wahrscheinlich neidisch, weil ich im Zimmer des Direktors sitze und für seine Exzellenz die Federn anspitze. Kurzum, ich wäre nicht ins Departement gegangen, hätte mich nicht die Hoffnung getrieben, den Kassierer zu sehen und von diesem Juden vielleicht einen Vorschuß auf mein Gehalt zu erbetteln. Das ist ein Geschöpf! Ehe der einmal das Geld im voraus gibt – Herr du mein Gott, eher bricht das Jüngste Gericht herein. Da kann man bitten, bis man platzt, da kann man in der äußersten Not sein – nichts gibt er heraus, der grauhaarige Teufel. Zu Hause aber wird er von seiner Köchin geohrfeigt. Das weiß alle Welt. Ich sehe keinen Vorteil darin, im Departement zu dienen. Nicht die geringsten Zuschüsse erhält man da. In der Gouvernementsverwaltung, im städtischen oder im Gerichtsdienst ist das

eine andere Sache. Dort gibt es nämlich manchen, der sich nur in ein Eckchen drückt und schreibt. Er hat einen großen Frack an und eine Fratze, die man anspucken möchte, aber man muß sehen, was für ein Landhaus er sich mietet. Eine vergoldete Porzellantasse darf man dem gar nicht erst anbieten. »Das ist ein Geschenk für einen Doktor!« sagt er. Ihm muß man ein Paar Traber bringen oder eine Kutsche oder einen Biberpelz von dreihundert Rubel Wert. Er sieht so sanftmütig aus und spricht mit so viel Zartgefühl: »Reichen Sie mir bitte das Messerchen, damit ich das Federchen beschneiden kann«, und dann beschneidet er so, daß dem Bittsteller bloß noch das Hemd verbleibt. Unser Dienst ist ja andererseits vornehmer; es herrscht in allem eine Sauberkeit, wie sie die Gouvernementsverwaltung in alle Ewigkeit nicht sieht. Die Tische sind aus Mahagoniholz, und alle Abteilungsleiter reden sich mit Sie an. Doch ich gestehe es, wenn diese Vornehmheit des Dienstes nicht wäre, ich hätte längst das Departement verlassen.

Ich zog meinen alten Mantel an und nahm den Regenschirm, weil gerade ein Platzregen niederging. Kein Mensch war auf der Straße. Nur alte Weiber, die sich den Rock über den Kopf zogen, und russische Kaufleute mit Regenschirmen und Eilboten sah ich. An Vornehmen traf ich nur einen meinesgleichen, einen Beamten. Ich sah ihn an der Kreuzung stehen und sagte mir gleich: Aha! Nein, mein Täubchen, du gehst nicht ins Departement, du läufst der nach, die vor dir geht, und betrachtetest ihre Beinchen! Was sind doch die Beamten für Bestien! Bei Gott, sie stehn den Offizieren nicht nach. Es braucht nur eine im Hut vorüberzugehen, schon heften sie sich an ihre Fersen. Während ich das überlegte, sah ich einen Wagen an dem Geschäft vor-

fahren, an dem ich gerade vorbeiging. Ich erkannte ihn sogleich: Das war der Wagen unseres Direktors. Aber für ihn gab es nichts in dem Laden zu kaufen. Ich dachte: Wahrscheinlich ist es seine Tochter. Ich drückte mich an die Mauer. Der Lakai öffnete den Wagenschlag, und sie flatterte wie ein Vögelchen aus dem Wagen. Wie schaute sie nach rechts, nach links, wie blitzten ihre Augen und zuckten ihre Brauen! Herr du mein Gott! Ich war verloren, war rettungslos verloren. Warum fährt sie nur bei solchem Regenwetter aus! Jetzt behaupte noch einer, die Leidenschaft der Frauen für Fähnchen sei nicht groß. Sie erkannte mich nicht, und ich schlug absichtlich den Kragen vors Gesicht, weil mein Mantel schmutzig und obendrein von altmodischem Schnitt war. Jetzt trägt man Mäntel mit langen Kragen; ich aber hatte kurze Kragen, einen über dem andern. Und auch das Tuch war nicht verfeinert. Ihr Hündchen war nicht schnell genug durch die Tür des Ladens geschlüpft und blieb auf der Straße. Ich kenne das Hündchen. Es heißt Maggy. Noch war keine Minute vergangen, als ich ein feines Stimmchen hörte: »Guten Tag, Maggy!« Was ist denn das? Wer spricht da? Ich drehte mich um und sah zwei Damen unter einem Regenschirm vorübergehen. Die eine war alt, die andere jung. Schon waren sie vorbei, da hörte ich neben mir wieder: »Deine Sünden mögen über dich kommen, Maggy!« Zum Teufel auch! Ich sah, daß Maggy sich mit dem Hündchen beschnupperte, das zu den Damen gehörte. Ei, sagte ich mir, jetzt hört doch alles auf. Bin ich denn betrunken? Doch das kommt selten bei mir vor. »Nein, Fidèle, du denkst falsch von mir« – ich sah mit eigenen Augen, daß Maggy es war, die sprach –, »ich war, wau, wau! – ich war sehr krank, wau, wau!« Ei, du bist eines, Hündchen! Ich

war sehr verwundert, sie so nach Menschenart sprechen zu hören. Aber als ich mir alles ordentlich überlegte, wunderte ich mich nicht mehr. In der Tat, auf der Welt hat es schon eine Menge ähnlicher Fälle gegeben. Man sagt, in England sei ein Fisch aufgetaucht und habe zwei Worte in einer so seltsamen Sprache gesprochen, daß sich die Gelehrten schon seit drei Jahren bemühen, die Sprache festzustellen, und bis zum heutigen Tage noch nicht die richtige fanden. Ich habe auch in der Zeitung von zwei Kühen gelesen, die in einen Laden kamen und ein Pfund Tee verlangten. Und doch muß ich gestehen, ich war sehr erstaunt, als Maggy sagte: »Ich habe dir geschrieben, Fidèle. Wahrscheinlich hat Cäsar dir meinen Brief nicht gebracht.« Ich will mein Gehalt nicht bekommen! Mein Lebtage hatte ich nicht gehört, daß Hunde schreiben können. Richtig schreiben kann nur der Edelmann. Zwar schreiben auch manche Kaufleute und Kontoristen, und sogar Leibeigene verstehen sich darauf; aber ihr Schreiben entbehrt meistens jeglicher Überlegung, sie kennen keine Kommas, keine Punkte, keinen Stil.

Das wunderte mich also. Ich muß zwar gestehen, daß ich seit einiger Zeit öfters Dinge höre und sehe, die noch kein Mensch gesehen oder gehört hat. Ich will dem Hündchen nachgehen, sagte ich mir, und sehen, was es mit ihm auf sich hat und was es sich so denkt.

Ich spannte meinen Schirm auf und ging den beiden Damen nach. Sie wandten sich nach der Erbsenstraße, bogen in die Kleinbürgerstraße ein, von dort in die Tischlerstraße, gingen endlich zur Kuckucksbrücke und blieben vor einem großen Haus stehen. Das Haus kenne ich, sagte ich mir. Es ist das Haus Swerkows. Das ist ein Monstrum! Da wohnen

Leute drinnen! Köchinnen, Ausländer und Beamte wie ich – wie Heringe, einer über dem andern. Hier wohnt auch ein Freund von mir, der die Trompete gut bläst. Die Damen stiegen bis zum fünften Stockwerk hinauf. Gut, dachte ich, ich folge ihnen jetzt nicht, beobachte aber den Ort, und die erste Gelegenheit nehme ich wahr.

4. Oktober

Heute ist Mittwoch, und somit arbeite ich bei unserm Chef im Zimmer. Ich kam absichtlich recht zeitig, setzte mich und spitzte alle Federn. Unser Chef muß ein sehr kluger Mann sein. Sein Arbeitszimmer steht voll Schränke mit Büchern. Ich habe die Titel von manchen gelesen: alles Gelehrsamkeit, so eine Gelehrsamkeit, daß unsereiner gar nicht mitkommt. Alles französisch oder auch deutsch. Und wenn man ihm ins Gesicht sieht: Je, aus seinen Augen leuchtet eine Würde! Ich habe von ihm noch niemals ein überflüssiges Wort gehört. Allenfalls fragt er, wenn man ihm die Akten reicht: »Wie ist es heute draußen?« – »Feucht, Euer Exzellenz!« Ja, der ist nicht unsresgleichen! Ist ein Staatsmann. Aber ich habe bemerkt, daß er mich besonders gern mag. Wenn nun auch seine Tochter . . . Ach, diese Nichtswürdigkeit! Nein, nein Schweigen! Ich las das »Bienchen«. Ein dummes Volk sind die Franzosen! Was wollen sie nur? Ich möchte sie bei Gott alle hernehmen und der Reihe nach tüchtig verprügeln. Ich las auch die anmutige Beschreibung eines Balles, die ein Gutsbesitzer aus Kursk verfaßt hat. Die Kursker Gutsbesitzer schreiben gut. Darauf bemerkte ich, daß es schon halb eins, der Unsrige aber noch nicht aus seinem Schlafzimmer gekommen war. Aber gegen halb zwei ereignete sich etwas, was keine Feder zu beschreiben vermag. Die Türe öffnete sich, ich dachte, der Direktor käme

herein, und sprang mit den Akten vom Stuhle auf. Doch es war sie, sie selber! Alle Heiligen, wie war sie gekleidet! Sie trug ein weißes Kleid, weiß wie ein Schwan. Je, wie prächtig! Und wie sie dreinschaute, wie die Sonne, bei Gott, wie die Sonne! Sie grüßte und fragte: »War Papa nicht hier?« Ei, ei, ei, welch eine Stimme! Wie ein Kanarienvogel, wahrhaftig, wie ein Kanarienvogel! »Euer Exzellenz!« wollte ich sagen, »geruhen Sie, mich nicht zu strafen, und wenn Sie mich strafen wollen, so tun Sie es mit Ihren eignen Generalhändchen!« Aber der Teufel hol's, die Zunge gehorchte mir nicht, und ich entgegnete nur: »Nein, er war nicht hier.« Sie sah mich an, dann die Bücher und ließ ihr Taschentuch fallen. Ich stürzte mich darauf, so schnell ich konnte, glitt auf dem verfluchten Parkett aus und hätte mir fast die Nase aufgeschlagen. Allein, ich konnte mich gerade noch halten und hob das Tüchlein auf. Heilige, dieses Tüchlein! Aus zartestem Batist und ein Duft, ein berauschender Duft! Auch er verriet die Generalität. Sie dankte und lächelte ein wenig, so daß sich ihre Zuckerlippen nur leicht verzogen, und dann ging sie hinaus. Ich saß noch eine Stunde, bis ein Lakai hereinkam und sagte: »Gehen Sie nach Hause, Aksenti Iwanowitsch, der Herr ist bereits weggefahren.« Ich kann das Lakaienvolk nicht ausstehen. Immer rekeln sie sich in den Vorzimmern herum und nehmen sich kaum die Mühe, zum Gruße mit dem Kopf zu nicken. Und nicht genug damit: Einmal ist es einem dieser Viecher eingefallen, mir, ohne daß er sich von seinem Platz erhob, von seinem Tabak anzubieten. Ja, weißt du denn nicht, du dummer Kerl, daß ich Beamter, daß ich vornehmer Herkunft bin? Doch ich nahm meinen Hut und zog mir allein den Mantel an, weil diese Herren ihn mir nicht reichen, und dann ging ich davon.

Zu Hause lag ich die meiste Zeit auf dem Bett. Dann schrieb ich die schönen Verse ab: »Eine Stunde hab' ich meinen Schatz nicht gesehn, es dünkt mich schon ein Jahr. Die Lust am Leben will mir vergehn, ich möchte mich töten sogar.« Wahrscheinlich ist es ein Gedicht Puschkins. Am Abend hüllte ich mich in meinen Mantel und ging zu der Anfahrt am Hause seiner Exzellenz und wartete dort lange, ob sie nicht herauskäme und in den Wagen stiege, damit ich sie noch einmal sehen könnte. Aber nein, sie kam nicht.

6. November

Der Abteilungsleiter hat mich mächtig geärgert. Als ich ins Departement kam, rief er mich zu sich und sprach zu mir folgendermaßen: »Nun sage mal gefälligst, was stellst du eigentlich an?« – »Was denn? Ich stelle gar nichts an«, antwortete ich. »Nun überlege doch einmal: Du bist schon über vierzig, alsda wird es Zeit, daß du zu Verstand kommst. Was bildest du dir eigentlich ein? Meinst du, ich kenne deine Streiche nicht? Du steigst der Tochter des Direktors nach? Sieh dich doch einmal an! Überlege doch, wer bist du denn? Du bist doch eine Null, bist weniger als nichts. Du hast bei Leib und Leben keinen Pfennig. Sieh dir doch mal im Spiegel dein Gesicht an! Was fällt dir nur ein!« Der Teufel soll ihn holen! Er hat ein Gesicht wie ein rundes Arzneiglas und auf dem Kopf ein Büschel Haare, das er zu einem Schopf zusammendreht und aufrechtstehend trägt und mit Färberreseda einschmiert, und deshalb denkt er, daß nur er allein alles vermag. Ich verstehe, ich verstehe, warum er sich erbost. Eifersüchtig ist er! Er hat wahrscheinlich bemerkt, daß ich bevorzugt werde und daß man mir Zeichen der Wohlgeneigtheit erweist. Und ich pfei-



fe auf ihn! Was ist ein Hofrat schon Erhebliches! Hängt sich an seine Uhr ein goldenes Kettchen, bestellt sich Stiefel für dreißig Rubel – der Teufel soll ihn holen! Stamme ich etwa von kleinen Leuten ab, von einem Schneider oder Unteroffizier? Ich bin ein Edelmann. Was denn, auch ich kann einen Rang erlangen! Ich bin erst zweiundvierzig Jahre, ein Alter, in dem heutzutage der Dienst erst recht beginnt. Wart, Freundchen! Auch wir werden einmal Oberst und vielleicht, wenn Gott will, sogar noch etwas mehr. Auch wir werden uns Reputation verschaffen und eine bessere als du. Wie kannst du dir in den Kopf setzen, daß es außer dir keinen anständigen Menschen mehr gibt? Gib mir nur einen Frack nach der neuesten Mode und binde mir so ein Halstuch um, wie du es selber trägst – dann kannst du mir das Wasser nicht reichen. Ich habe kein Vermögen, das ist mein Unglück.

8. November

Ich war im Theater. Sie spielten den russischen Dummkopf Filatka. Ich habe sehr gelacht. Dann gab es noch ein Vaudeville mit ergötzlichen Versen über die Beamten, besonders über einen Kollegienregistrator, sehr frei geschrieben, so daß ich mich wunderte, daß die Zensur es durchgelassen hat. Von den Kaufleuten wurde geradeheraus gesagt, daß sie das Volk betrügen und daß ihre Söhnchen ausschweifend leben und den Edelmann spielen. Auch über die Journalisten wurde ein lustiges Couplet vorgetragen: daß sie nur zu tadeln lieben und daß der Autor das Publikum bittet, ihn zu verteidigen. Sehr spaßhafte Sachen schreiben heute die Leute. Ich gehe gern ins Theater. Sobald ich einen Groschen in der Tasche habe, kann ich es nicht erwarten, bis ich dort bin. Und dabei gibt es unter meinen Kollegen

schreckliche Schweine. Sie gehen absolut nicht ins Theater, die Bauern, es sei denn, daß man ihnen eine Freikarte schenkt. Die eine Schauspielerin sang wunderbar! Ich dachte an die . . . Ach, diese Nichtswürdigkeit! Nein, nein, Schweigen!

9. November

Um acht Uhr ging ich ins Departement. Der Abteilungsleiter gab sich den Anschein, als hätte er mein Kommen nicht bemerkt. Ich meinerseits tat ebenfalls, als sei zwischen uns nichts vorgefallen. Ich überprüfte und verglich die Akten. Um vier Uhr ging ich. Ich kam an der Wohnung des Direktors vorbei, doch niemand war zu sehen. Nach dem Essen lag ich die meiste Zeit auf dem Bett.

11. November

Heute saß ich im Arbeitszimmer unseres Direktors, schnitt für ihn dreiundzwanzig Federn zurecht und für sie – ach, ach! – für Ihre Exzellenz vier Federn. Er hat es gern, wenn viele Federn bereitliegen. O je, das muß ein Kopf sein! Er schweigt ja stets, aber in seinem Kopf, denke ich mir, urteilt er über alles. Ich möchte nur wissen, worüber er nachdenkt, was vor sich geht in diesem Kopf. Ich möchte einmal das Leben der Herrschaften aus nächster Nähe kennenlernen, all ihre Doppelsinnigkeiten und ihre Hofintrigen, wie sie sind, was sie in ihren Kreisen treiben – das möchte ich einmal wissen! Ich wollte schon ein paar Mal ein Gespräch mit Seiner Exzellenz anfangen, aber, der Teufel hol's, die Zunge gehorchte mir nicht. Gerade, daß man sagt, ob es draußen kalt oder warm ist, mehr bringt man nie heraus. Ich möchte einmal einen Blick in das Wohnzimmer werfen, zu dem manchmal die Tür offensteht, und in das Zimmer hinter dem Wohnzimmer. Ach, die prachtvolle Einrichtung!

Die Spiegel und das Porzellan! Ich möchte einmal einen Blick dort hineinwerfen, in jene Räume, wo Ihre Exzellenz wohnt, ja, dort möchte ich einmal hinein! Ins Boudoir, wie dort die Döschen stehen, die Fläschchen und Blumen, deren Duft einem den Atem benimmt, wie dort die abgelegten Kleider umherliegen, die man vor Duftigkeit fast nicht sieht. Ich möchte einen Blick in ihr Schlafzimmer werfen, denn dort, denke ich, muß es wundervoll sein, dort, denke ich mir, ist ein Paradies, wie man es nicht einmal im Himmel finden wird. Das Bänkchen zu sehen, auf das sie ihr Füßchen setzt, wenn sie aus dem Bett aufsteht, wie sie über das schneeweiße Füßchen den Strumpf zieht . . . Ach, ach, ach! Nein, Nein, Schweigen!

Heute indes wurde ich wie vom Blitz erleuchtet. Ich erinnerte mich des Gesprächs der beiden Hunde, das ich auf dem Newski-Prospekt gehört hatte. Das ist gut, dachte ich mir, jetzt werde ich alles erfahren. Ich muß mich des Briefwechsels bemächtigen, den die törichten Hündchen miteinander führen. Daraus werde ich sicher manches ersehen. Ich gestehe, daß ich Maggy sogar einmal zu mir lockte und sagte: »Hör zu, Maggy, wir sind jetzt allein. Wenn du willst, schließe ich auch noch die Tür, so daß uns keiner sieht. Nun erzähle mir alles, was du von deiner Herrin weißt, wie sie ist und was sie tut. Ich schwöre dir, daß ich es keinem entdecke.« Aber das schlaue Hündchen zog den Schwanz ein, duckte sich, so daß es nur noch halb so groß war wie vorher, und trippelte leise zur Türe hinaus, als hätte es gar nichts gehört. Ich habe schon immer vermutet, daß Hunde bedeutend klüger sind als Menschen, und davon, daß sie sprechen können, war ich sogar überzeugt. Nur ein gewisser Eigensinn hält sie vom Sprechen ab. Sie sind ausgezeich-

nete Politiker. Sie wissen alles, beobachten jeden Schritt des Menschen. Nein, koste es, was es wolle, gleich morgen gehe ich zu Swerkows Haus, horche Fidèle aus und versuche, mich aller Briefe zu bemächtigen, die Maggy ihr geschrieben hat.

12. November

Um zwei Uhr nachmittags machte ich mich auf den Weg, um unbedingt Fidèle zu sehen und sie auszufragen. Ich kann den Geruch von Kohl nicht vertragen, der aus den Kramläden der Kleinbürgerstraße dringt. Und jeder Haustür entströmte ein wahrer Höllendunst, so daß ich mit zugehaltener Nase lief, so schnell mich meine Füße trugen. Auch aus den Werkstätten der gemeinen Handwerker stäubt so viel Ruß und dringt so viel Rauch, daß ein vornehmer Mann unmöglich gemächlichen Schritts daran vorbeigehen kann. Ich stieg bis zum sechsten Stockwerk empor und läutete an der Glocke. Ein Mädchen kam heraus, das gar nicht übel aussah, mit kleinen Sommersprossen. Ich erkannte sie wieder. Es war die gleiche, die mit der alten Dame zusammengegangen war. Sie errötete etwas, und ich roch gleich den Braten: Du suchst einen Mann, mein Täubchen! »Was wünschen Sie?« fragte sie. »Ich möchte Ihr Hündchen sprechen.« Das Mädchen war dumm! Ich merkte sofort, daß es dumm war. Das Hündchen kam in diesem Augenblick bellend herbeigesprungen. Ich wollte es packen, aber das dreiste Tier biß mich fast in die Nase. Doch hatte ich schon in einer Ecke sein Körbchen erspäht. Ei, das war, was ich brauchte! Ich trat heran, durchwühlte das Stroh in dem birkenrindenen Körbchen und zog zu meiner unbeschreiblichen Befriedigung ein schmales Bündel kleiner Zettel darunter hervor. Als das abscheuliche Hündchen dies sah, biß es mich zu-

nächst in die Wade. Doch als es schnüffelte, daß ich die Zettel an mich nahm, winselte es und leckte mich. Aber ich sagte: »Nein, mein Täubchen, leb wohl!«, und eilte davon. Ich meine, das Mädchen hat mich für wahnsinnig gehalten, denn es zeigte sich äußerst erschrocken. Zu Hause wollte ich mich gleich an die Arbeit machen und die Briefe entziffern, weil ich bei Kerzenlicht nicht mehr gut sehen kann. Doch Mawra war es eingefallen, den Fußboden zu scheuern. Die dummen Estinnen sind immer übertrieben sauber! Daher ging ich spazieren und überdachte dabei, was vorgefallen war. Endlich, endlich wird sich mir alles Geschehen eröffnen, all ihre Absichten und die Triebfedern ihres Tuns, endlich komme ich hinter alles. Die Briefe werden es mir entdecken. Die Hunde sind ein kluges Volk; sie kennen alle politischen Verhältnisse, und daher werde ich gewißlich in den Briefen alles finden: das Porträt und alle Angelegenheiten dieses Mannes. Und auch über die wird etwas darinstehen, die . . . Nein, Schweigen! Gegen Abend ging ich nach Hause. Die meiste Zeit lag ich auf meinem Bett.

13. November

Aber nun wollen wir einmal sehen! Die Schrift ist ziemlich leserlich. Doch immerhin liegt etwas Hündisches darin. Wollen wir lesen.

»Liebe Fidèle! Ich kann mich noch immer nicht an deinen kleinbürgerlichen Namen gewöhnen. Konnten sie dir keinen besseren geben? Fidèle, Rosa! Wie ordinär das klingt! Doch das nur nebenbei. Ich bin so froh, daß wir auf den Gedanken gekommen sind, einander zu schreiben.«

Der Brief ist nach allen Regeln der Rechtschreibung geschrieben. Die Interpunktion und sogar die Dehnungs-h ste-